

kommen, im Fach Kunstgeschichte nicht, im Fach Geschichte auch nicht, erst recht nicht im Miteinander beider Fächer, zudem unter Heranziehung der Mittelalterarchäologie, der Geologie und anderer nötiger Helfer. Nicht einmal unsere Wirtschaftshistoriker hätten diesen Atem gehabt, obwohl Männer wie Kellenbenz, von Stromer oder Irrsiegler ihr Fach weit geöffnet haben und halten.

Es sei damit nicht behauptet, über diese Dinge würde bei uns nicht nachgedacht und geforscht. Man darf im Gegenzug feststellen, daß die französische Wissenschaft in der Bauforschung zurück liegt, daß sie auch z. B. ein so wichtiges Arbeitsinstrument wie die Dendrochronologie vernachlässigt hat. Auch auf den Gebieten, die Thema der beiden Bände sind, gibt es in Mitteleuropa viele Einzelstudien. Die Zahl der spezialisierten Fachzeitschriften ist groß, vielleicht umfangreicher als in Frankreich. An verschiedenen Denkmalämtern existieren Forschungsstellen für Steinmaterialien. Geologen beschäftigen sich mit historischen Steinbrüchen. Bemerkenswert ist auch der Versuch, die Techniken und Ergebnisse der einzelnen Fächer zusammenzufassen, wie an der Kölner Dombauhütte unter Arnold Wolff. Aber alles geht nicht genügend zusammen, oder es dringt nicht genügend durch. Als Grund dafür sind ebenso die Zionswächter der Fachwissenschaften mit ihrem Flammenschwert 'Dilettantismus' zu benennen wie institutionelle Strukturen: denn wir haben keine Hautes Ecoles, uns belebt nicht eine allseits offene und lernfähige Nouvelle Histoire. Unsere DFG ist streng in Fachgebiete getrennt, die Spaltung der Fächer damit zementiert. Zwar fördert die Stiftung Volkswagenwerk grenzüberschreitende Unternehmungen. Doch würde Durchschlagskraft erst dann zu gewinnen sein, wenn der Mut zum fachübergreifenden Gespräch, zur dauerhaften Zusammenarbeit bis hin zur Institutionalisierung systematisch gefördert würden. Die Hoffnung darauf ist gering: europäische Unterstützung ist nicht zu erwarten; bilateral dominiert Getöse mit Worten. Deshalb bleibt den französischen Kollegen zu wünschen, daß sie ihren 'effort authentiquement pluridisciplinaire' fortsetzen können. Sie sind berufen, die Bemühungen der an derselben Sache interessierten Fächer in Europa weiterhin zu bündeln und anzuführen; sie sollten dabei aber die Schätze ihrer eigenen archäologischen Tradition besser zu heben verstehen.

Robert Suckale

NEUE DEUTSCHSPRACHIGE ARBEITEN ZUR MONASTISCHEN ARCHITEKTUR DES MITTELALTERS

ERNST BADSTÜBNER: *Klosterkirchen im Mittelalter. Die Baukunst der Reformorden*. 2. Aufl. München: C. H. Beck 1985. 290 S. mit 155 Fotos; GÜNTHER BINDING und MATTHIAS UNTERMANN: *Kleine Kunstgeschichte der mittelalterlichen Ordensbaukunst in Deutschland*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1985. 439 S. mit 542 Strichzeichnungen; WOLFGANG SCHENKLUHN: *Ordines Studentes. Aspekte zur Kirchenarchitektur der Dominikaner und Franziskaner im 13. Jahrhundert*. Berlin: Gebr. Mann 1985. 249 S. mit 150 Abbildungen. DM 115,—.

Ein zentrales Thema der mittelalterlichen Architekturgeschichtsschreibung stellte stets die Frage dar, inwieweit die einzelnen, seit der Spätantike ausgebildeten Ordensregeln

des abendländischen Mönchtums mit ihren teilweise dezidierten Bauvorschriften (oder zumindestens -verboten) einen spezifischen Kirchenbaustil begründeten, oder ob letzterer nur, wie bei den 'burgundischen' Cluniacensern und Zisterziensern, kunstgeographischen oder, so bei den 'städtischen' Dominikanern und Franziskanern, eher sozialgeschichtlichen Komponenten verpflichtet war. Die Sicherheit, mit der schon ein Laie in den meisten Fällen die Ordenszugehörigkeit einer Klosteranlage und besonders ihres Kirchenbaus aufgrund äußerer Merkmale zu bestimmen vermag, zeigt, daß die stillschweigende Übereinkunft, mit der von Zisterzienser- oder Mendikantenarchitektur die Rede ist, eine kaum noch revisionsbedürftige Selbstverständlichkeit ist.

Entsprechend ist man Darstellungen zur typologischen wie stilistischen Entwicklung monastischer Architektur nach Orden gewohnt; eine Tradition, die durch die Bauregeln mancher Orden motiviert und durch eine bestehende Wissenschaftspraxis legitimiert ist. Die umfangreiche, in den Ordensgemeinschaften selbst entstandene literarische Überlieferung, die in erster Linie der Selbstdefinition neu entstandener Institutionen und ihrer Abgrenzung gegenüber den schon bestehenden diente, scheint dabei ein geschlossenes Bild von den Intentionen dieser Kongregationen zu zeichnen, das der Architektur- und Kunstgeschichte einen Schlüssel zum Verständnis der materiellen Hinterlassenschaft der mittelalterlichen Klosterkultur in die Hand gibt. Trotzdem bedarf die Frage in jeder Generation einer kritischen Überprüfung. Wer der Versuchung, die Werke von Kunst und Architektur zur Illustration der monastischen Gedankenwelt heranzuziehen, allzu rasch nachgibt, verliert leicht die Möglichkeit, die Objekte der Kunstgeschichte selbst als historische Urkunden zu verstehen, welche unter Umständen ein völlig anderes oder zumindestens modifiziertes Bild von der sozialen Realität zu bieten vermögen als die apologetisch gehaltenen Texte, insbesondere wenn ein solcher notwendig gewordener Neuansatz unter Hinzuziehung des wirtschaftsgeschichtlichen Quellenmaterials erfolgt. Da eine monumentale Baupolitik in den einzelnen Ordenszweigen natürlich erst nach einer gewissen Etablierungszeit einsetzte, die im Vergleich mit den strengen Idealen der Gründungsphase rückblickend meist mit dem moralischen Vorwurf des Verfalls belegt wird, entsteht fast notwendig eine Diskrepanz zwischen monastischem Ideal und gesellschaftlicher Wirklichkeit. Gerade hier kommt einer vorurteilsfreien Untersuchung des überlieferten Denkmälerbestandes, die diesen nicht an den ursprünglichen Programmen mißt, sondern selbst als Quellen für die Repräsentationsabsichten der einzelnen Klöster in ihrem konkreten Bezugsrahmen auswertet, Bedeutung zu, weil sie das von der Geschichtswissenschaft gezeichnete Bild um eine wichtige Komponente zu ergänzen vermag.

Nach der letzten intensiveren Auseinandersetzung mit dem mittelalterlichen Mönchtum und seiner Architektur in den fünfziger und frühen sechziger Jahren, in denen eine Vielzahl heute noch grundlegender Untersuchungen zum Themenkomplex entstand, setzte erst wieder in den letzten Jahren parallel zu Umberto Ecos populär gewordenem Roman *Der Name der Rose* von 1980 eine erneute wissenschaftliche Beschäftigung mit dem Gebiet ein, die inzwischen bereits mehrere Veröffentlichungen zeitig hat. Mit der Architektur der mittelalterlichen Ordensgemeinschaften Westeuropas beschäftigen sich hierbei vor allem zwei Neuerscheinungen, nämlich das Buch von Ernst Badstübner, 1980 in erster Auflage in Leipzig unter dem Titel *Kirchen der Mönche* veröffentlicht und

jetzt als Lizenzausgabe in der Bundesrepublik erschienen, sowie die *Kleine Kunstgeschichte der mittelalterlichen Ordensbaukunst in Deutschland* von Günther Binding und Matthias Untermann. In ihrer überblickartigen Form konkurrieren beide Werke mit der bekannten *Abendländischen Klosterbaukunst* von Wolfgang Braunfels (1969), unterscheiden sich aber in Methodik und Zielsetzung z. T. grundsätzlich von diesem wie auch untereinander.

Badstübner beginnt seine Darstellung der Voraussetzungen des christlichen Klosterwesens mit „Jesus von Nazareth, vor rund 2000 Jahren ein wandernder Prediger im jüdischen Land“ (S. 9), um dann nach den eremitischen Anfängen und den für das ganze Mittelalter verbindlich bleibenden Regelsetzungen von Augustinus und Benedikt auf das eigentliche Thema, „das Motiv der Reform“ zu kommen, das „die gesamte Geschichte des Mönchtums“ durchzieht (S. 64) und traditionell als Leitfaden bei der Bewältigung des Stoffes dient. Neben den bekannteren Klosterkirchen Frankreichs, Italiens und Westdeutschlands (nicht aber, oder nur marginal Englands, der iberischen Halbinsel und Skandinaviens) sind eine Vielzahl von Bauten in der DDR und der VR Polen dargestellt, über deren Erhaltungs- und Restaurierungszustand sich der Leser aufgrund der reichen Bebilderung ein anschauliches Bild machen kann. Demgegenüber ist der parallel laufende Text vergleichsweise allgemein gehalten, indem er unter den drei Haupttiteln „Cluny und Hirsau“, „Die Zisterzienser“ und „Die Bettelorden“ die bekannteren Etappen der Reformgeschichte des westeuropäischen Mönchtums vom 10. bis zum 13. Jahrhundert nachzeichnet. Die Darstellung der Entstehungsgeschichte der einzelnen Ordensverbände, verknüpft mit einer Beschreibung der prominentesten Bauten, stützt sich auf die bisher bekannten Ordensgeschichten, die einseitig die Konstituierungsphasen der Kongregationen bevorzugen.

Einen sehr viel größeren Anspruch vertritt hingegen das Buch von Günther Binding und Matthias Untermann, das sich von Badstübners Werk schon äußerlich durch den Verzicht auf repräsentative Bildtafeln zugunsten von sachlichen Strichzeichnungen unterscheidet, von denen die Grundrisse einheitlich im Maßstab 1:1000 wiedergegeben sind. Von Untermann, der kürzlich eine Dissertation über die *Kirchenbauten der Prämonstratenser* (1984) veröffentlichte, stammt (neben den Augustiner-Chorherren und Prämonstratensern) die Darstellung des (vorwiegend benediktinischen) Mönchtums bis zum 12. Jahrhundert, von Binding das inserierte, auf einem früheren Aufsatz basierenden Kapitel über den St. Galler Plan und die jüngeren Ordensgründungen seit den Zisterziensern. Die Autoren folgen in Text und Bebilderung verschiedenen Konzeptionen: Untermann zeichnet die architektonische Entwicklung als eine dichte Folge von Einzelbauten, repräsentiert durch Grundrisse, Binding arbeitet stärker die Grundzüge der einzelnen Orden anhand des Denkmälerbestandes heraus, zusätzlich illustriert durch perspektivische Ansichten meist aus älteren Handbüchern. Trotzdem vermittelt das Bändchen ein geschlossenes Bild der Ordensarchitektur von ihren Anfängen bis zum späten Mittelalter.

In ihrem unterschiedlichen Ansatz geben beide Bücher einen Eindruck vom gegenwärtigen Stand der architekturgeschichtlichen Forschung zum Themenbereich, aber auch von den noch offenstehenden Fragen. Die als ausschlaggebend für die architektonische Rahmenform empfundene liturgische Praxis führt Badstübner jedoch zur selbstkritischen

Einschätzung, daß „die Geschichte der monastischen Kirchenbaukunst (...) aus einer Kette von Rekonstruktionen zu bestehen und die Mönchskirche ein Abstraktum zu sein“ scheint (S. 123). Daß es bei dieser Vorstellung von verbindlichen Idealtypen nicht immer ohne Härten abgeht, zeigt das Bautenpaar Fulda/Hersfeld, das im Text als zusammengehörig beschrieben ist (S. 32), während nur die Bildunterschrift (S. 82) konzediert, daß die Hersfelder Kirchenruine „vermutlich erst im 11. Jahrhundert errichtet“ sei.

Demgegenüber zeigt die Vielfalt des von Binding/Untermann ausgebreiteten Materials gerade die Uneinheitlichkeit und auch Widersprüchlichkeit der monastischen Sakralarchitektur besonders in der Frühzeit, während der sie als konstantes Element eigentlich nur die Auseinandersetzung mit den verschiedenen Ausprägungen der traditionellen Basilika zeigt. Bei der Untersuchung einzelner Bauten oder Bautengruppen sind daher wohl in verstärktem Maße die Voraussetzungen in bestehenden Architekturlandschaften und regionalen Herrschaftsstrukturen, nicht vorrangig in der Zugehörigkeit zu bestimmten Orden zu suchen, zumal sich oft genug auch Klöster unterschiedlicher Observanz baulich aufeinander beziehen, wenn es um die Darstellung eines konkurrierenden Herrschaftsanspruchs ging.

Die eingangs erwähnte Diskrepanz zwischen Ordensprogramm und -architektur äußert sich wohl nirgendwo so deutlich wie bei den Zisterziensern mit ihren monumentalen Großkirchen. Immerhin zeigt Bernhard von Clairvaux, wenn er ausführlich den bauplastischen Reichtum der Cluniazenser beschreibt, eine eingehende ästhetische Auseinandersetzung mit der von ihm abgelehnten Baupraxis. Aus dieser Abkehr vom künstlerischen Prunk aber ist die weitere Entwicklung der Zisterzienserarchitektur nicht ausschließlich zu verstehen, sondern vielmehr aus der immensen wirtschaftsgeschichtlichen Bedeutung des Ordens für den inneren Landesausbau im 12. Jahrhundert. „Die feudalen Eigentümer des Landes ließen die Eremiten“ eben nicht, wie Badstübner S. 142 schreibt, nur „gewähren“, da „die erschlossenen Gebiete (...) einer Erweiterung ihrer Territorialherrschaft“ gleichkamen, sondern bemühten sich gezielt um die Ansiedlung von Klöstern, die mit beträchtlichen Grundherrschaftsrechten ausgestattet zu stabilisierenden Faktoren der sich etablierenden Territorialgewalten wurden. Die schon unter Bernhard von Clairvaux einsetzende, im 13./14. Jahrhundert intensivierte Rezeption katedralgotischer Chorlösungen und Bauformen ist so kennzeichnend für die hochgotische Zisterzienserarchitektur, daß es trotz gewisser Reduktionen schwerfällt, hieraus mit Badstübner abzuleiten, daß „die Zisterzienser die ihnen eigene Art der Gestaltung“ bewahrten und „darin durchaus traditionsbewußt“ waren (S. 217). Dombauten wie das Hallenlanghaus von Minden und die Hallenchöre von Verden und Lübeck bedeuten viel stärkere Vereinfachungen des Katedralbauschemas als die Abteikirchen von Altenberg, Doberan, Kaisheim und Zwettl!

Kaum eine Fehleinschätzung der bürgerlichen Kunstgeschichte hält sich so hartnäckig wie die der „Bürgerlichkeit“ der Niederlassungen der Mendikantenorden in den Städten des 13. Jahrhunderts, obwohl doch die Gründungsinitiative und Erstausstattung der Konvente fast immer auf den jeweiligen geistlichen oder weltlichen Stadtherrn zurückging, die Ansiedlungspolitik somit unter anderem dem Ziel einer Einflußnahme auf die entstehenden Kommunen diene. Die städtische Selbstverwaltung versuchte dagegen die Übereignung abgabepflichtigen bürgerlichen Immobilienbesitzes an die "Tote Hand"

massiv einzuschränken oder überhaupt zu verbieten. Unter diesem Gesichtswinkel sind auch die architektonisch alles andere als unpräzisen Konventskirchen von Dominikanern und Franziskanern durchaus auch als Herrschaftsbauten und nicht als Bauten von oder für städtische Randgruppen zu verstehen. Die Rekrutierung der Konvente aus der bürgerlichen Mittelschicht und die Garantie einer universitären Ausbildung machte die Gemeinschaften vielmehr zu stabilisierenden Kräften.

Der architekturgeschichtlichen Überlieferung der Bettelordenskirchen wird Badstübner mit seiner Reduktion auf das franziskanische Armutsideal am wenigsten gerecht, da bestenfalls die märkischen Rechtecksäle der ersten Ausbreitungsphase im 2. Viertel des 13. Jahrhunderts und die einseitig herausgestellte Flachdeckbasilika, nicht aber die nachfolgenden Großkirchen der beiden Ordenszweige als Beleg für die asketische Grundhaltung und eine angebliche Orientierung an frühchristlichen Kultbauten zu verstehen sind. Die umfassendere Ausbreitung des Denkmälerbestandes durch Binding läßt dagegen bereits Anspruch und architektonische Vielfalt der Kirchenbauten erkennen, auch wenn diese noch im einzelnen einer genaueren Untersuchung ihrer Voraussetzungen in der Bauträgerschaft und den architekturgeschichtlichen Bezügen bedürfen.

Ein wichtigen Forschungsansatz stellt hier die Marburger Dissertation von Wolfgang Schenkluhn dar, die grundlegende Fragen des architektonischen Selbstverständnisses der Mendikantenorden anspricht, mit deren zur bisherigen Lehrmeinung kontroversen Thesen sich die beiden bisher besprochenen Bücher aber nicht mehr auseinandersetzen konnten. Schon der Titel *Ordines Studentes* deutet an, daß nicht das Armuts-, sondern das Wissenschaftsideal von Dominikanern und Franziskanern zur Richtschnur eines neuen Interpretationsansatzes gemacht werden sollte. Entsprechend konzentrieren sich seine Untersuchungen auf die Kirchen beider Orden in den Universitätsstädten Paris und Bologna sowie Köln, das mit Albertus Magnus und Duns Scotus zwei bedeutende Gelehrte in seinen beiden Konventen besaß.

Ein Handicap bei der Untersuchung der Niederlassungen dieser drei Städte besteht darin, daß von ihren sechs Kirchen bis auf zwei alle nicht mehr (oder zumindestens nicht in ihrer ursprünglichen Form) bestehen, so auch die in der Französischen Revolution zerstörten Bauten der Dominikaner (St. Jacques) und Franziskaner (Ste. Madeleine) in Paris, so daß zunächst eine auf historischem Planmaterial basierende Rekonstruktionsarbeit zu leisten war. Wie später auch St. Jacques in Toulouse war die Pariser Dominikanerkirche eine zweischiffige Halle, die (hier zwar ungewölbt) in ihren Rundpfeilern an die doppelten Seitenschiffe von Notre Dame in Paris erinnert. Mit der wahrscheinlich gemachten Weiterbenutzung einer bestehenden Hospitalkirche weist Schenkluhn dabei auf eine besonders für die Frühzeit des Ordens wichtige Einflußrichtung hin. Demgegenüber griff die wohl vor 1240 begonnene und von Ludwig dem Heiligen geförderte Franziskanerkirche Ste. Madeleine in ihrem basilikalen Umgangschor mit Kapellenkranz deutlich auf einen kathedraltotischen Prototyp zurück, den Schenkluhn im frühgotischen Chor der benachbarten Abteikirche St. Germain-des-Prés sieht. Leider reichen die bisher bekannten Ansichten dieser Kirche jedoch nicht aus, um darüber hinaus einen stilistischen Zusammenhang mit dem auch bei späteren Franziskanerkirchen rezipierten und in Kontrast zum franziskanischen Armutsideal stehenden Pariser Hofstil dieser Zeit festzumachen.

Von den beiden Mendikantenkirchen Bolognas war die Rekonstruktion des barockisierten S. Domenico und die mögliche Ableitung aus der Zisterzienserarchitektur bereits mehrfach Gegenstand der Untersuchung, so bei Herbert Dellwing: *Studien zur Baukunst der Bettelorden im Veneto*, München 1970, S. 21 ff. Bemerkenswert ist hier der architektonische Gegensatz zur 1236—63 entstandenen Kirche S. Francesco derselben Stadt, die wie die gleichzeitige Franziskanerkirche von Paris den basilikalischen Umgangschor kathedraltogischer Provenienz, konkret von Notre-Dame in Paris, verwendet, kombiniert mit Elementen des nachbernhardinischen Neubaus von Clairvaux. Auch der nachfolgende Exkurs über die Grabeskirche des Ordensgründers, S. Francesco in Assisi, verweist auf die gleiche Bezugsebene, indem Schenkluhn für die Oberkapelle eine „Obergadenstruktur“ analysiert, so daß „hinter dem Doppelkirchenkonzept von Assisi der (frühgotische) Basilikal-Typus steht, und zwar der Kern einer solchen Anlage: das hohe Schiff“ (S. 196). Diese „Obergadenthese“ (S. 203) bietet dann auch einen wichtigen Interpretationsansatz für die gewöhnlich (so v. a. bei Badstübner) als „Predigt-hallen“ gedeuteten deutschen Mendikantenkirchen mit ihren langgestreckten, durch einen Lettner abgetrennten Hochchören. Für die Kölner Minoritenkirche verweist bereits Binding auf die Voraussetzungen im Hofstil Ludwigs IX. von Frankreich (S. 342). Gerade für diesen Bau macht die von Schenkluhn vorgelegte Spätdatierung des Baubeginns auf frühestens 1248 (statt 1245) und der Nachweis einer aufgegebenen Querhaus- (statt wie fälschlich angenommen: Hallen-) -planung eine unmittelbare Beziehung zum soeben begonnenen Kölner Domchor wahrscheinlich, ohne daß Schenkluhn jedoch dieser möglichen Spur nachgeht.

Für die weitere Beschäftigung mit der Sakralbautätigkeit der Mendikanten wird der Aspekt der kathedraltogischen Orientierung künftig verstärkt zu berücksichtigen sein. Dieses gilt nicht nur für die Chorbauten, sondern auch für die Langhäuser der Klosterkirchen, in die hinein die Wölbung meist ohne Zäsur fortgeführt wurde, was sowohl eine Aufsteilung wie eine Längsausrichtung des Mittelschiffsraums bewirkte. Trotz unterschiedlicher Ausbildung des Raumquerschnitts als Basilika mit hohem, aber wenig durchfenestertem Obergaden, Stufenhalle oder Halle bleibt die Unterordnung der sehr schmalen und durch breite Scheidarkaden ausgegrenzten Seitenschiffe relativ unverändert. Das gleiche Raumprinzip bestimmt auch die flachgedeckten basilikalischen oder hallenartigen Langhäuser der oberrheinischen Bettelordenskirchen, die sich typologisch wohl kaum von den Scheunenbauten der Zisterziensergüter herleiten lassen.

Außerhalb des frühen und hohen Mittelalters hat die weitere Entwicklung der monastischen Architektur bislang weniger Beachtung gefunden, sieht man von einzelnen prominenten Bauwerken wie etwa dem spätgotischen Hallenchor der Salzburger Franziskanerkirche ab. Aber auch hier lassen sich ordnungsspezifische Kirchenbautypen feststellen, die durch die Orientierung an neuen Vorbildern, vor allem aus dem Kathedralbau, den veränderten gesellschaftlichen Bedeutungsanspruch der älteren Stifte und Konvente dokumentieren. Besonders deutlich ist dieses bei den großen Stiftskirchen, die sich an die Domkapitel anzulehnen suchen. Als charakteristische Raumform entstehen seit dem mittleren 13. Jahrhundert, so u. a. in Mönchengladbach, Aachen, Köln (St. Ursula und St. Andreas) und Münster (St. Ludgeri) genauso wie bei den Mendikanten langgestreckte Stiftschöre mit hohem architektonischem Aufwand, oder es werden überhaupt kathe-

dralähnliche Kirchenbauten wie die fünfschiffige basilikale Anlage von St. Viktor in Xanten errichtet, oder bedeutende Hallenkirchen wie die Überwasserkirche in Münster und der Freiburger 'Dom'. Andere Abteien, so die der Benediktiner in Tholey oder der Zisterzienser in Chorin, greifen, wohl in Konkurrenzdruck zu den neuen Orden, auf die Kirchenbauform der Mendikanten zurück, nicht aber ohne katedralgotische Zitate, so die großen Prachtfenster etwa der südwestdeutschen Zisterzienser in Salem, Bebenhausen u. a., zu verwenden.

Die Beschränkung auf die bis um 1200 entstandenen 'klassischen' Orden läßt die spätmittelalterlichen Formen des monastischen Lebens außer Betracht, die, auch wenn sie sich nach dem Verbot von neuen Ordensgründungen durch Papst Innozenz III. von 1214 nur noch als Kongregationen innerhalb der traditionellen Verbände konstituierten, in ähnlicher Weise wie ihre Vorgänger um eine Adaption des monastischen Lebens an die veränderten gesellschaftlichen Rahmenbedingungen bemüht waren. Ein besonders wichtiges, aber architekturgeschichtlich noch wenig erforschtes Kapitel der monastischen Baugeschichte ist hier die um 1400 von den Niederlanden ausgehende Bewegung der 'Devotio moderna'. Während der benediktinische Zweig der 'Bursfelder Kongregation' vorwiegend auf eine Reform bestehender Abteien zielte und baulich daher kaum in Erscheinung trat, gelangte die die Regel der Augustiner-Chorherren übernehmende 'Windesheimer Kongregation' bei ihren neugegründeten Klöstern zu einer ähnlich verbindlichen Bauform wie vorher etwa die Zisterzienser und Mendikanten. Für ihre Kirchen sind langgestreckte Räume charakteristisch, die wie Frenswegen in der Grafschaft Bentheim, Niederswerth bei Koblenz, Gaesdonk bei Goch, Dalheim bei Paderborn und Wittenburg bei Hildesheim den sonst nur aus Süddeutschland bekannten Typus des spätgotischen Wandpfeilersaals vertreten oder, wie in Bordesholm, Hirzenheim, Bördeken, Möllenbeck und Blomberg (sowie asymmetrisch zweischiffig in Klausen an der Mosel) ein räumlich ähnlich wirkendes Hallenlanghaus mit nur schmalen, deutlich abgegrenzten Seitenschiffen besitzen.

Ein Schattendasein in der Forschungsgeschichte zur Ordensarchitektur führten bislang stets die weiblichen Zweige der großen Orden, obwohl im Mittelalter die Zahl der Damenstifte und Nonnenklöster die der männlichen Gründungen überwog. Meist primär als Versorgungsanstalten des Adels und später auch des Bürgertums eingestuft, erreichten solche Institutionen nie die politische Bedeutung der Männerklöster, und nur wenige (wie z. B. Gandersheim) schafften den Sprung in die Reichsunmittelbarkeit. Ihre gesellschaftliche Bedeutung lag bis zum hohen Mittelalter vielmehr in der Ausbildung von Grundherrschaftssystemen, wodurch sie zu wichtigen Faktoren des Feudalismus wurden. Architektonisch besonders in späterer Zeit bescheidener angelegt, bildeten sie dennoch, nachdem sie sich in romanischer Zeit meist nur durch ihre Nonnenempore in einem der Querhausarme oder im Westteil des Langhauses von gleichgroßen Männerklöstern unterschieden hatten, eine eigene, ordensübergreifende Bautypologie heraus. Besonders interessant ist hier eine geschlossene Gruppe niedersächsischer Frauenklöster des 14. Jahrhunderts, die unabhängig von ihrer Besetzung mit Augustiner-Chorfrauen, Benediktinerinnen oder Zisterzienserinnen in ihrem Aufbau kaum voneinander unterschieden sind und dank ihrer Umwidmung zu heute noch bestehenden ev. Damenstiften bei oft nur geringen neuzeitlichen Umbaumaßnahmen einen wichtigen Einblick in die

materielle Kultur spätmittelalterlicher Klostersgemeinschaften zu geben vermögen. Die seit dem 13. Jahrhundert bevorzugte stadtnahe Lage dieser Klöster und die gesellschaftliche Öffnung zum Bürgertum machte sie zu einem wichtigen Äquivalent der städtischen Bettelordenskonvente, die innerhalb ihrer Orden nur beschränkt Frauenkonvente zuließen.

In Verbindung mit der mittelalterlichen Ordensarchitektur sind schließlich noch die sowohl in ihrer Organisationsform wie auch der baulichen Gestalt klosterähnlichen Spitalsgründungen der Städte zu sehen, so das Hl. Geist-Stift in Lübeck und die Nachfolgebauten im norddeutschen Backsteingebiet, oder die spätgotische Stiftung des Nikolaus von Cues in seinem Geburtsort an der Mosel. Auch wenn die Laiengemeinschaften dieser meist kommunalen Sozialeinrichtungen kaum unter dem Aspekt des Ordenswesens zu subsumieren sind, stellen sie doch eine auch im Bautyp erkennbare Rezeption monastischer Lebensformen dar. Dasselbe gilt auch für die meist kirchlichen und von Orden getragenen Kollegien der westeuropäischen Universitätsstädte, mit denen sich die kunsthistorische Forschung seit einigen Jahren eingehender zu beschäftigen beginnt.

Insgesamt stellt sich nach der voraufgegangenen Denkpause heute die monastische Architektur des Mittelalters keineswegs mehr als so homogen dar, wie dieses noch in älteren Arbeiten erscheinen mochte. In gleichem Maße, wie sich traditionelle Ordnungsprinzipien, hier konkret die ideengeschichtliche Interpretation der Architektur in Konkordanz mit den Ordensregeln, als nur begrenzt tragfähig für die weitere architekturgeschichtliche Forschung erweisen und die Frage nach der historischen Bestimmung des mittelalterlichen Mönchtums im gesellschaftlichen Entwicklungsprozeß neu zu stellen ist, wird entsprechend auch eine Neuuntersuchung der baukünstlerischen Äußerungen dieser Lebensform in ihren unterschiedlichen Ausprägungen erforderlich. Statt der Fixierung auf ordensspezifische Merkmale ist ein größeres Augenmerk wohl auf mögliche Interdependenzen zwischen Bauten von Gemeinschaften unterschiedlicher Observanz und zugleich auch auf die Bedeutung einzelner Ordensniederlassungen in ihrem unmittelbaren regionalen und lokalen Kontext zu richten. Ziel künftiger kunsthistorischer Forschung zu diesem Komplex könnte dabei die Untersuchung der architektonischen und künstlerischen Produktion mittelalterlicher Klöster nicht als Manifestation kirchengeschichtlicher Entwicklungslinien, sondern als Quellengattung *sui generis* sein, die vielleicht unmittelbarer als die literarische Überlieferung der Orden gewisse Aspekte ihrer Selbstdarstellung zur Anschauung zu bringen vermag.

Hans J. Böker